

Leserzuschriften *SchreibKrise?*

Zum letzten Heft Nr. 85, das unter dem Titel *SchreibKrise? die problematisch gewordenen Bedingungen gegenwärtigen journalistischen Arbeitens vor allem im Bereich neuer Musik thematisierte*, erhielt die Redaktion zahlreiche zustimmende Reaktionen. Zustimmend insofern, dass die Problematik dieses Berufsstandes, die eine des kulturellen Selbstverständnisses überhaupt ist, offen zur Sprache gebracht wurde. Es liegt nun an uns allen, daraus produktive Konsequenzen zu ziehen. Im folgenden veröffentlichen wir zwei Zuschriften, die das Thema gedanklich noch weiter ausloten: von dem Münchener Komponisten Nikolaus Brass und vom Verleger des Wolke Verlages, Peter Mischung. (die Red.)

Nikolaus Brass: Sprachunfähig

Den *Positionen* ist zu danken. Mit der Novemberausgabe 2010 und dem Thema *SchreibKrise?* haben Herausgeberin und Redaktionsbeirat ein wesentliches und – wie mir scheint – in den letzten Jahren stetig gewachsenes Problem der hiesigen Musikkultur benannt: die wachsende Unfähigkeit, Musik und dem Geistigen, das sich in Kunst-Musik zu erkennen gibt, sprachfähig zu begegnen.

Ulrich Moschs Beitrag *Musik zur Sprache bringen* bringt vieles von der »intrinsischen« Schwierigkeit vom Sprechen über Musik auf den Punkt. Auch, dass Musikwahrnehmung einer Schulung ganz anderer Wahrnehmungsfähigkeiten bedarf, als das Verarbeiten der tagtäglich im Sekundentakt auf unser Gehirn einschlagenden optischen bzw. akustischen Informationen, ist klar. Klar ist auch, dass fehlende Plätze auf den Feuilleton-Seiten oder fehlende Sendeminuten im öffentlich-rechtlichen Rundfunk größtenteils der fehlenden »Vermarktbarkeit von Inhalten« geschuldet sind – wobei in den Köpfen der Macher Vermarktbarkeit und Vermittelbarkeit häufig gleich gesetzt werden. Und ums ganz wasserfest zu machen: Über die In-Einsetzung von vermarktbar und vermittelbar wird als demokratisches Mäntelchen die »Enthierarchisierung von Inhalten« gestülpt. Dann ist der neue Mix im öffentlichen Gespräch demokratisch abgesegnet: Wir sind nicht elitär! Das wollen wir auf gar keinen Fall sein, und so kriegt die *musica viva*-Urauführung sechzig Zeilen und die Jungs von der

40 Garage nebenan auch sechzig Zeilen.

Aber damit ist der Kern immer noch nicht getroffen. Es ist ein Paradox: noch nie wurde öffentlich so viel »geredet« (siehe neues Programm-Schema der ARD). Und dennoch: Das Problem der Kunst-Kritik (und damit der Musik-Kritik) ist ein Problem der wachsenden Unfähigkeit (Unwilligkeit?), mit uns selber (als Gesellschaft) in ein kritisches Gespräch zu kommen, mit uns selber (als Gesellschaft) ein kritisches Gespräch zu führen, jenseits der plappernden Selbstgefälligkeit durch Selbstbestätigung auf dem »Marktplatz«, sei er durch ein Printmedium oder ein Internet-Forum bereitgestellt. Es geht nicht darum, dass ein Gespräch das Medium wechselt, das Gespräch wandert nicht in die Bloggersphären ab, (wie Max Nyffeler in seinem Beitrag: *Die Krise der Kritik* in der *nmz* vom Dezember 2010/Januar 2011 behauptet), nein es verkümmert allgemein in seiner kritischen Potenz. Und es wäre unsinnig zu behaupten, diese Kritikunfähigkeit, die eine Sprachunfähigkeit ist, hätte nur Redakteure und Journalisten befallen, nein, sie ist Eigenart der (bürgerlichen) Öffentlichkeit generell. Angesichts der ubiquitären Unsicherheit besteht eine ubiquitäre Bequemlichkeit, sich selbst nur noch im Erwartbaren zu begegnen und sich bestätigen zu lassen. Sich selbstvergewissernd Dingen aussetzen, »von denen wir nicht wissen, was sie sind« (Adorno über den ästhetischen Gegenstand) – nein danke! Weg damit.

Sprachunfähigkeit der Kunst gegenüber (und damit auch der Musik gegenüber) beruht auf der Sprachunfähigkeit unserer Lebens-Wirklichkeit gegenüber. (Darüber täuscht auch die hundertste Talkshow nicht hinweg.) Therapie der Sprachunfähigkeit würde beides in Bewegung bringen: unser Selbstbild und unser »Bild« der Kunst. Offenbar wollen wir das gar nicht so genau wissen, sonst würde das Kunst-»Geschäft« nicht so blühen. Wir halten's – auch in der Musikpublizistik – lieber mit dem Kitsch. Was mit dem kritischen Diskurs verschwand: Die Fähigkeit, Kunst-vermittelte Erfahrungen als Erkenntnis-Erfahrungen zu benennen. Kunst-Erfahrung auf Erkenntnis-Erfahrung hin abzutasten. Aus dieser kritischen Kunstbegegnung Werkzeuge zur Beschreibung und Beurteilung von Kunst zu entwickeln, immer weiter zu entwickeln und zu vermitteln, das tut Not. Nicht als Selbstzweck, sondern als Mittel der Selbstvergewisserung von uns, in unserer (verzweifelten?) historischen und planetarischen Situation.